

Ferdinand Kerstiens

Laudatio zur Verleihung des Johannes XXIII-Preis an das Gasthaus in Recklinghausen

am 25. Mai 2013 im Franz-Hitze-Haus Münster



Liebe Mitglieder im großen Gasthaus-Team, sehr verehrte Damen und Herren, liebe Gäste, liebe Freundinnen und Freunde von pax christi!

I.

Die pax-christi-Bewegung im Bistum Münster will mit ihrem Johannes XXIII-Preis diejenigen als Einzelne oder als Gruppe ehren und ermutigen, die im Geiste von Johannes XXIII und des von

ihm initiierten 2. Vatikanischen Konzil leben und arbeiten. Wir wissen, wie viele Impulse des Konzils stecken geblieben sind oder bewusst blockiert wurden. Umso wichtiger ist es, dass es hier und dort Christinnen und Christen gibt, die sich durch den allgemeinen kirchlichen Trend nicht abschrecken lassen, sondern alleine oder in Gruppen mit Geduld und Kraft die Impulse des Konzils zu einer menschnahen Kirche in Sinne Jesu aufgreifen und vor allem im Dienst an den Armen jedweder Art fruchtbar werden lassen.

Franziskus, der neue Bischof von Rom, hat ja ausdrücklich dazu aufgefordert, das Konzil nicht als ein altes Denkmal zu verehren, sondern seine Impulse neu zu entdecken und sie für heute fruchtbar zu machen. Mit dem Johannes XXIII-Preis wollen wir nicht Nostalgie pflegen, sondern zu einem neuen aggiornamento ermutigen, zu einem aggiornamento des

Evangeliums und des Konzils für heute. Seit seiner Einberufung sind 50 Jahre vergangen, so bedürfen auch die Texte des Konzils einer neuen Verheutigung, um uns als Kirche Jesu zu bewähren.

In diesem Sinne hat der Beirat beschlossen, in diesem Jahr den Johannes XXIII-Preis an das Gasthaus in Recklinghausen zu verleihen. Ich werde deswegen bewusst keine einzelnen Namen nennen. Gemeint ist mit unserem Preis das ganze Team mit allen, die daran beteiligt sind, die ihr Christenamt wahrnehmen oder die auf Grund ihrer humanen Intention mitarbeiten. Ich möchte aber auch die mit einbeziehen, die mit ihrer Not, ihrer Einsamkeit, ihrer Trauer ins Gasthaus kommen in dem Vertrauen, dort Menschen zu finden, Menschen, die ihnen zuhören, ihnen auf Augenhöhe begegnen, ihre Würde achten. Ihnen allen gilt dieser Preis.

In diesem ersten Teil der Laudatio – der zweite folgt gleich durch Klaus Hagedorn – möchte ich mich auf den Beginn der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute beziehen.

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen Widerhall findet.“ (Pastoralkon-

stitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et Spes“, GS Nr. 1)



Ich erinnere mich noch deutlich an die Überraschung und die Freude, als wir vor fast 50 Jahren diese Worte hörten und lasen. Wir – das waren viele engagierte Christinnen und Christen, Theologinnen und Theo-

logen, Priester und Ordensleute, sowie die tragenden Gruppen in der Studentengemeinde, in der ich damals tätig war, und viele Christinnen und Christen in den Gemeinden und Gruppen. Wir litten zunehmend

unter der Diskrepanz zwischen der Enge der Kirche unter Pius XII und der Weite des Evangeliums. Deswegen sahen wir in diesen Eingangsworten der Konstitution einen fundamentalen Wandel der Kirche, einen grundlegenden Paradigmenwechsel, eine Bekehrung: Das erste Interesse der Kirche ist nicht mehr die eigene Selbstdarstellung in ihrer hierarchischen Gestalt oder die Vermittlung einer fertigen Botschaft, sondern ihre Solidarität mit den Menschen, mit ihrer Freude und Hoffnung, ihrer Trauer und Angst, vor allem der Bedrängten und Ausgegrenzten, der Armen und Armgemachten. Auf einmal waren die Menschen nicht mehr bloß Adressaten einer fertigen Botschaft, die im Gehorsam anzunehmen war, sondern Partnerinnen und Partner in der gemeinsamen Suche nach der Wahrheit des Lebens, von denen die Kirche erst einmal zu lernen hat, wo denn der Schuh drückt, um darauf im Sinne Jesu in Wortverkündigung und Engagement antworten zu können. Diese Sensibilität für die Menschen, die Achtsamkeit füreinander, die Offenheit für die Fragen und Sorgen, auch für die vielleicht versteckte Angst und Trauer sind Teil des Lebens im Geiste Jesu.

Das erfordert ein sorgsames und wachsames Hinhören auf die Menschen: Wo sind ihre Freuden, wohin geht ihre tiefste Hoffnung, wovor haben die Menschen Angst, wo und aus welchen Gründen droht die Trauer oder die Resignation sie zu überwältigen, dass sie nicht mehr weiter können? Das heißt für alle Menschen: Entdeckung ihrer einmaligen Würde und ihrer Rechte, die ihnen keiner nehmen darf. Diese Entdeckung der einmaligen Würde aller Menschen ist die Voraussetzung allen Lebens und Wirkens im Sinne Jesu. Daher heißt der Konzilstext „pastorale Konstitution“, weil sich erst durch eine solche „pastorale“ Grundeinstellung die Kirche als Kirche Jesu Christi „konstituiert“. Ohne eine solche Sensibilität, eine solche Nähe zu den Menschen kann die Kirche ihren Dienst nicht leisten.

Wir alle, so denke ich, wissen um die Diskrepanz zwischen diesen Perspektiven und der Wirklichkeit der Kirche, die hinter das Konzil zurückfiel, sich um sich selbst drehte, von der „Diktatur des Relativismus“ (J. Ratzinger) abgrenzte und so sich wieder hinter die von innen verschlossenen Türen der vorösterlichen Jünger zurückzog. Wir wissen darum und leiden – auch in unserem Glauben – darunter. Doch Pfingsten

hat der Geist die verschlossenen Türen geöffnet und die Jünger hinaus geschickt zu den Menschen.

Ich erinnere an Jesus, der die gekrümmte Frau aufrichtet (Lk 13,10-17). Die Frau sieht nur den kleinen Kreis vor sich auf dem Boden. Sie sieht nicht die anderen Menschen. Sie ist unfähig zu einer Begegnung auf Augenhöhe. Jesus richtet sie auf, äußerlich, aber dadurch auch innerlich. Er gibt ihr ihre Würde zurück. Das ist das Ziel Jesu: die entwürdigten und entrechteten Menschen wieder aufzurichten und ihnen die Würde zurückzugeben, die Gott ihnen zugedacht hat. Wir wissen, wie wenig oft das kirchliche Leben und das kirchliche Amtssystem davon bestimmt sind.



Wir sahen und sehen deswegen in der neuen Bewegung der Kirche auf die Menschen zu eine neue Inkarnation, eine Menschwerdung der Kirche, die dringend anstand. Wir sahen und sehen darin die Nachfolge Jesu, der alle Herrlichkeit und Macht von sich tat, sich arm machte, Mensch unter Menschen, ihnen ganz nahe in Freude und Hoffnung, in Trauer und Angst, in Leben und Tod. Das meint genau dies, was wir in heutiger Sprache unter Solidarität verstehen, Solidarität mit allen Menschen, unabhängig ob sie zur Kirche gehören oder nicht.

Hier muss Kirche heutig werden und den Menschen auf Augenhöhe begegnen, ihrem Selbstverständnis und ihrer errungenen Freiheit, ihrer Selbstständigkeit und eigenen Verantwortung, aber zugleich auch nahe in ihrer Ohnmacht, ihrem Ausgeschlossensein, in Arbeits- und Sinnlosigkeit, der Sehnsucht nach Anerkennung und menschenwürdigem Leben.

Die „Armen und Bedrängten aller Art“ sind nicht Objekte caritativer Bemühungen, sondern zu allererst Menschen, aus deren Not und



Hoffnung die Kirche zu lernen hatte. Adriano Hipolyto, Kardinal Arns, Antonio Fragoso, Dom Helder Camara, befreiungstheologisch orientierte Bischöfe aus Brasilien, haben es mehrfach gesagt: Die Armen haben uns zu Jesus bekehrt. Zu den Armen und Bedrängten aller Art gehören nicht nur die materiell Armen, sondern alle Ausgebeuteten und Ausgegrenzten, alle in ihrer je persönlichen Not, die Opfer von Mobbing, die Opfer der globalisierten Wirtschaft, die die Menschen immer mehr zur bloßen Ware macht und die Mehrzahl der Menschheit unten hält. „Hierzu gehört der innere Zustand unserer Staaten, der in vielen Fällen seinen Ursprung und Fortbestand aus Mechanismen herleitet, die, da sie nicht von echter Menschlichkeit, sondern vom Materialismus geprägt sind, auf internationaler Ebene die Reichen immer reicher werden lassen auf Kosten der Armen, die immer mehr verarmen.“ So die Folgerung der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz von 1979 in Puebla (Nr.30). Hier wird deutlich, dass die Botschaft vom Reich Gottes zugleich eine eminent menschliche und politische Botschaft ist, die Gerechtigkeit und Menschenwürde für alle einklagt.

II.

In all diesen Überlegungen seid ihr, liebe Freundinnen und Freunde, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Gasthauses und der Gastkirche schon längst mitgemeint. Ich hoffe, dass ihr euch in diesen Überlegungen selbst wieder erkannt habt. In eurer Kirche empfangt ihr alle, die eintreten, mit folgendem Segensgruß:

*„Hier kannst Du sein
mit dem, was Du bist,
mit dem, was Du mitbringst,
mit dem, wovon Du träumst.*

*Wisse Dich eingeladen von diesem Ort und von den Menschen,
die dort zusammenkommen.*

Hier ist Gottes offene Tür.

*Seine Lebendigkeit, seine Stille und seine Ermutigung mögen Dich
umfassen.*

Sein Segen sei denen gewünscht, die hier ein- und ausgehen:

Der Herr segne und behüte Dich.

Er lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig.“

So empfangt ihr auch die Menschen an der Türe eures Gasthauses, die vormittags immer offen steht. Nachmittags muss man schellen, aber man wird ebenso freundlich aufgenommen. Die Menschen sind willkommen, wie sie sind, sei es zum Frühstück oder Mittagessen, sei es, weil sie Wärme suchen nicht nur als Temperatur sondern Wärme bei Menschen, sei es, dass die Gäste schweigen oder reden wollen. Keiner „muss“ etwas. So wird ein Raum des Vertrauens geschaffen, indem die Menschen sich mit ihrer Freude und Hoffnung, aber auch mit ihrer Trauer und Angst öffnen können. Alle, die kommen, finden Menschen vor, die kein fertiges Bild vom Menschen haben, wie er zu sein hat und wohin man ihn führen muss, sondern die zuhören, hinhören auf was, was gerade diesen Menschen bewegt. Davon sind die offenen Gesprächsangebote bestimmt, die verschiedenen Trauergruppen, der Gefangenendienst, aber auch das

alltägliche Miteinander, das Essen und Trinken. Ihr nehmt vorübergehend Menschen auf, die kein anderes Zuhause haben als die Straße. Ihr macht mit ihnen Ausflüge, feiert mit ihnen und ihr beerdigt sie auch, wenn sie verlassen irgendwo sterben.

Ihr besucht ihre Gräber und haltet ihre Namen heilig. Ihr gebt Gruppen Platz für ihr Miteinander, die sonst schwer Platz finden wie die AIDs-Gruppen und deren Angehörige. Selbstverständlich sind für euch das fair-trade, der Eine-Welt-laden und die second-hand-shops.

Es geht euch dabei um jeden einzelnen Menschen, doch auch um die Bedingungen unserer Gesellschaft, die Menschen arm, einsam und verzweifelt machen. Ihr wendet euch an die Öffentlichkeit, an die Stadt, seid Teil der Bewegungen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung auf unserer zerrissenen Welt, habt hilfreiche Kontakte zu Menschen und Projekten in der Dominikanischen Republik.

All das wird getragen und durchdrungen von eurer Spiritualität, die Ausdruck findet in euren Gebetszeiten und Eucharistiefiern in eurer stets offenen Gastkirche. Manchmal konnte ich daran teilnehmen. Ihr: das sind 4 Ordensleute, zwei Männer und zwei Frauen, und ein Priester unserer Diözese. Ihr: das sind über 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, von denen ein Teil auch Kontakt zu ihren Heimatgemeinden haben, zum Teil ist das Gasthaus ihre kirchliche Heimat, zum Teil arbeiten bei euch Menschen mit, die einfach eure Tätigkeit für menschlich sinnvoll halten. Ökumene ist selbstverständliche Voraussetzung eures Tuns. Ihr fragt nicht nach Konfession oder Religion, weder bei den Gästen, noch bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Ihr seid eine offene Gemeinde, offen für die Menschen, die kommen, offen für Menschen, die mithelfen. Näheres wird gleich noch Klaus Hagedorn benennen.

III. Doch auf eine Problematik möchte ich noch hinweisen: Ihr ersetzt mit eurer Hilfe, was eigentlich der Staat, die Gesellschaft als ganze leisten muss. In unserem Grundgesetz heißt es in Artikel 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Diese Würde Wirklichkeit für alle Menschen werden zu lassen, ist Aufgabe des Staates, der auf diesem Grundgesetz aufbaut. Doch darin versagt er vielfach, nicht nur bei den Flüchtlingen,

vor allem an den Grenzen Europas, bei den Opfern unserer Weltwirtschaftsunordnung, bei der wachsenden Schere zwischen Arm und Reich, früher vor allem im Nord-Süd-Gefälle, heute inmitten unserer eigenen Gesellschaft hier. Prekäre Arbeitsverhältnisse, wo man nicht vom Lohn für volle und gute Arbeit leben kann, sind menschenunwürdig.



Ihr helft mit, diese Lücken zu schließen, die Menschen nicht in ihrer Not alleine zu lassen, wie die Tafeln und viele soziale und caritative Arbeit, wie Misereor und Brot für die Welt und viele andere Organisationen auch außerhalb der Kirchen. Diese Arbeit von euch und von vielen ist notwendig um der Betroffenen willen.

Im Dekret des Konzils über das Apostolat der Laien heißt es: „Man darf nicht als Liebesgabe anbieten, was schon aus Gründen der Gerechtigkeit geschuldet ist.“ (Art. 8) So verstehe ich eure Arbeit: Die Nächstenliebe ist Wurzel all eurer Dienste am Leben der Menschen, die Antriebskraft, die Wurzel, die Orientierung, aber der konkrete Dienst gilt zuerst der Gerechtigkeit, denn Leben in Würde gehört zum Recht des Menschen.

Dazu gehören die materiellen Grundlagen, aber auch Anerkennung, Kommunikation, medizinische Versorgung, kulturelle Teilhabe, Arbeit, von der man leben kann. Dieser Gerechtigkeit, dieser Würde aller Menschen zu dienen, ist zu allererst Aufgabe des Staates. Wir dürfen ihn da durch unseren Einsatz nicht aus seiner Aufgabe entlassen, sondern ihre Erfüllung immer neu einklagen. Doch dieses Einklagen gewinnt seine Glaubwürdigkeit durch das eigene Engagement.

Gerechtigkeit ist auch die Grundlage von Frieden, von Schalom, der diesen Namen verdient. Die pax-christi-Bewegung möchte euch durch die Verleihung des Johannes XXIII-Preis danken für euren Einsatz, eure Geduld mit den Menschen, euer Selbstverständnis, eure Spiritualität. Wir wollen alle, die zu euch kommen, ermutigen, ihr Menschsein in Würde anzunehmen und zu leben. Wir möchten mit euch der Gerechtigkeit und dem Frieden dienen, hier und weltweit, und euch ermutigen, euren Weg weiterzugehen.

Ferdinand Kerstiens, Pfr. em. in Marl, langjähriger Geistlicher Beirat in PAX CHRISTI, Mitglied der Redaktion